

Menschen in Netzwerken

Jan A. Fubse

Einleitung¹

Der soziologische Netzwerkbegriff erlaubt eine facettenreiche und präzise empirische Untersuchung des sozialen Umfelds von Menschen und dessen Dynamik. Leider bleibt das Verhältnis zwischen Netzwerken und den in sie eingebundenen Menschen dabei meist unterbelichtet. Zwar hat sich – anders als in Deutschland – in den USA in den letzten 20 Jahren eine ausgefeilte und auch theoretisch informierte strukturalistische Sozialtheorie entwickelt (Wellman/Berkowitz 1988; White 1992; Emirbayer 1997; Beckert 2005; Holzer 2006: 79ff.). Aber die Arbeiten dieses Theorieansatzes bleiben – trotz des Versuches von Harrison White, eine umfassende und konsistente Theorie vorzulegen – sehr heterogen und in ihren theoretischen Annahmen eher implizit. Die Stärke des Ansatzes liegt weniger in einer durchformulierten Sozialtheorie, als in der Verbindung von theoretischer Arbeit mit deren Überprüfung in empirischer Forschung.

Der vorliegende Aufsatz diskutiert Aussagen über das Verhältnis zwischen Menschen und Netzwerken in den Arbeiten von Harrison White, Charles Tilly, Roger Gould, Ann Mische, Mustafa Emirbayer und Randall Collins. Ich fasse den Ansatz dieser Autoren als »Phänomenologische Netzwerktheorie« zusammen, weil er – anders als rein strukturalistische Ansätze – dem Zusammenspiel von Netzwerkstrukturen und der phänomenologischen Ebene von Sinnmustern und Praktiken besondere Aufmerksamkeit schenkt (Emirbayer/Goodwin 1994).

Im Folgenden wird dafür als erstes die Verankerung von kulturellen Mustern und sozialen Praktiken in Netzwerkstrukturen diskutiert. Zweitens werden die Einbettung von Akteuren in Netzwerken und die sich ihnen ergebenden Handlungsspielräumen betrachtet. An dritter Stelle wird die Tendenz zu asymmetrischen Rollenstrukturen mit Ranghierarchien behandelt. Der vierte Abschnitt beschäftigt

¹ Ich danke Boris Holzer, Alexander Jäger und Sophie Mützel sowie den Teilnehmern der Veranstaltung »Der Mensch der Gesellschaft« der Sektion für soziologische Theorie auf dem 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2006 in Kassel für hilfreiche Anmerkungen und Kritik.

sich mit der Konstruktion von personalen Identitäten in Netzwerken, bevor im Resümee die Grundgedanken zusammengefasst werden.

1. Praktiken und kulturelle Muster

Die Phänomenologische Netzwerktheorie von Harrison White (1992: 197f., 1995a) und anderen geht nicht von menschlichen Akteuren als vor-sozialen Einheiten aus. Startpunkt der Theorie sind vielmehr Transaktionen, die ähnlich dem Kommunikationsbegriff bei Luhmann eine genuin soziale und überpersönliche Qualität haben (White 1995a: 1037; Tilly 2002: 48f.). In Transaktionen bilden sich Hackordnungen und Sinnstrukturen, die künftige Transaktionen leiten (White 1992: 5ff., 23ff.). Solche Sinnstrukturen umfassen etwa allgemeine Einstellungen, aber auch konkrete Rollenerwartungen an Positionsinhaber.

Damit leiten sich der Netzwerktheorie zufolge die Einstellungen und das praktische Handeln von Akteuren von ihrem sozialen Umfeld ab (Erickson 1988; Gould 1995; Martin 2002). Es entsteht das Bild eines Akteurs, der nicht isoliert über sein individuelles Handeln entscheidet. Stattdessen ist das Handeln von Akteuren wesentlich eine Funktion des sozialen Umfelds. Dies erscheint zunächst als soziologische Binsenweisheit, steht aber den im weitesten Sinne ökonomischen Handlungstheorien entgegen: Karl Marx (1859: 8f.) postulierte, dass sich das Bewusstsein und das Handeln von Menschen von deren Stellung im Produktionsprozess ableitet. In einem ähnlichen Sinne argumentiert heute die Rational Choice Theorie, nach der das individuelle Handeln in erster Linie von den Ressourcen und Opportunitäten abhängt, die den Akteuren zur Verfügung stehen. In diesem Sinne behauptet etwa Hartmut Esser (1999: 29f.), dass die Integration von Migranten vor allem an deren sozio-ökonomischen Status hängt. Demgegenüber müsste die Netzwerktheorie die soziale Assimilation in den Mittelpunkt stellen, also die ethnische Zusammensetzung der persönlichen Netzwerke von Migranten.

Auch in der Kulturosoziologie nehmen Arbeiten einen zentralen Platz ein, in denen die Ausstattung von Akteuren mit Ressourcen die ästhetischen Präferenzen determiniert. So sieht Pierre Bourdieu (1979) die Verteilung von ökonomischem Kapital (Einkommen und Eigentum) und kulturellem Kapital (vor allem: Bildungstitel) als entscheidend für die Ausbildung von Lebensstilen an. Demgegenüber betont die Netzwerktheorie die Gebundenheit von ästhetischen Präferenzen an das persönliche Umfeld in Form von Netzwerken (Erickson 1996).

Ein anderes Beispiel für eine solche Divergenz zwischen ökonomischer Perspektive und Netzwerktheorie ist die Forschung zu sozialen Bewegungen. Nach Karl Marx sind die durch ihren sozio-ökonomischen Status bestimmten Klassen die Sub-

jekte der Geschichte. Vor allem die Proteste in Westeuropa und den USA im 19. Jahrhundert werden oft in diesem Sinne als Ausdruck eines proletarischen Aufbegehrens gegen die Ausbeutung im Kapitalismus gewertet (Somers 1996). Demgegenüber haben die strukturalistisch orientierten Historischen Soziologen wie Charles Tilly (2002: 78ff.) und Roger Gould (1995: 12ff.) wiederholt die Fundierung von Protestbewegungen in sozialen Netzwerken betont. Denn informale soziale Netzwerke bilden zugleich die Rekrutierungskanäle für soziale Bewegungen, als auch die strukturelle Grundlage für die Ausbildung einer kollektiven Identität der Bewegung (Diani/McAdam 2003). In diesem Sinne hat Gould (1995) empirisch nachgewiesen, dass der Protest der Pariser Commune von 1971 seine strukturelle Basis in erster Linie in den klassenübergreifenden lokalen Netzwerken der Pariser Vororte hatte – und nicht in den Berufsgruppen der Handwerker, die etwa noch 1848 die wesentlichen Träger der Arbeiterproteste in Paris waren. Kollektives Handeln fußt demnach in erster Linie in sozialen Netzwerken, nicht in der sozialen Lage. Der sozio-ökonomische Status kann nur dann zur Grundlage von kollektiver Identität und kollektivem Handeln werden, wenn soziale Netzwerke entlang von sozio-ökonomischen Unterschieden strukturiert sind.

Nicht nur kollektive Identitäten, auch allgemeine kulturelle Orientierungen wie Einstellungen und Werte sind der Netzwerktheorie zufolge vom sozialen Umfeld geprägt (Erickson 1988; White 1993; Lizardo 2006). Kulturelle Muster residieren demnach in erster Linie in sozialen Netzwerken, strukturieren diese teilweise auch und werden in ihnen reproduziert. Das Individuum ist in dieser Sichtweise mehr oder weniger ausführendes Organ dessen, was seine soziale Position ihm an Symbolen, Schemata und Skripten vorschreibt.

2. Einbettung und Handlungsspielräume

Insgesamt werden Akteure in der Netzwerkanalyse damit nicht als isolierte Akteure betrachtet, sondern immer in erster Linie als eingebettet in soziale Strukturen (Granovetter 1985). Ein solches Bild liegt prinzipiell auch der Systemtheorie oder dem Symbolischen Interaktionismus zugrunde. Diesen gegenüber hat die Netzwerktheorie aber ein komplexeres und auch empirisch leichter zugängliches Verständnis von sozialen Strukturen. Diese werden nicht als Gruppen, Communities oder Systeme konzipiert, sondern als Netzwerke (Fuhse 2006). Welches Menschenbild liegt dieser Betonung von interrelationalen sozialen Strukturen zugrunde? Und welche Spielräume für individuelles Handeln ergeben sich in dieser Sichtweise?

Arnold Gehlen (1940) definiert den Menschen als ›handelndes Wesen‹, bei dem sich zwischen Sinneseindrücke und Verhalten die Ebene der Kognition und der

kulturellen Prägung schiebt. Zwischen Stimuli und Handeln liegt die Kognition, kraft derer die etwa vom Behaviorismus suggerierten Reiz-Reaktions-Ketten durchbrochen werden. George Herbert Mead (1934: 135ff.) sieht diese kognitive Ebene wesentlich durch die soziale Interaktion geprägt, vor allem durch die Interaktion mit wenigen »signifikanten Anderen«. Hierin besteht ein wesentlicher Unterschied gegenüber den Herdentieren, die mehr oder weniger in der Herde aufgehen und deren Verhalten folgen, wie Jonathan Turner (2002: 57ff.) betont. Menschen suchen nicht nach dem Aufgehen in der Herde, sondern favorisieren eher wichtige Sozialbeziehungen zu *wenigen* anderen Artgenossen. Dies entspricht sozialpsychologischer Forschung, der zufolge Menschen wenige stabile und intime Sozialbeziehungen gegenüber vielen oberflächlichen Bekanntschaften bevorzugen (Baumeister/Leary 1995). In solchen engen Sozialbeziehungen wird unser Selbst- und Weltverständnis geprägt, wie Peter L. Berger und Hansfried Kellner (1965) anhand der Ehe feststellen.

Diese Diagnosen ergeben das Bild eines Menschen, der sich in seinem Denken und Handeln extrem von sozialen Strukturen prägen lässt, der sich in soziale wie in andere ökologische Kontexte einpasst, für den aber wenige Bezugspersonen wichtiger sind als Großgruppen. Menschen sind damit zugleich anpassungsfähig und selektiv. Sie vernetzen sich kleinteilig und nehmen auch unterschiedliche Prägungen auf. Dadurch entsteht auch ein Eindruck von Unberechenbarkeit, von Individualität. Denn dort, wo in Netzwerken heterogene Kontexte aufeinander treffen, sind Akteure unterschiedlichen Prägungen unterworfen. Kultur wird dadurch komplex, möglicherweise sogar widersprüchlich – wie zum Beispiel bei Migranten der Zweiten Generation, die in Elternhaus, Schule und Freundesgruppe mit ganz unterschiedlichen symbolischen Mustern konfrontiert sind.

Die These der Netzwerktheorie ist, dass an solchen Schnittpunkten von Kontexten Kultur zum »tool-kit« wird (Swidler 1986; DiMaggio 1997). Akteure greifen hier auf unterschiedliche Symbolrepertoires zurück und verursachen damit möglicherweise Turbulenzen in den verschiedenen Kontexten (Emirbayer/Mische 1998). Diese Turbulenzen können absorbiert werden, aber auch zu kreativem Wandel führen, der der Netzwerktheorie zufolge genau an solchen Schnittpunkten ihren Ursprung hat (White 1993; Collins 1998: 131ff.). Der Netzwerkbegriff eröffnet damit – anders als der Gruppen- oder der Systembegriff – systematisch einen Spielraum für das individuelle Handeln. Was auf der Individualebene als Handeln sichtbar wird, lässt sich auf der Netzwerkebene als das Ergebnis von komplexen Prägungen durch unterschiedliche Netzwerkkontexte beschreiben. Und in komplexeren und heterogeneren Netzwerken – wie sie etwa im Verlauf der gesellschaftlichen Differenzierung entstehen – werden soziale Prägungen unübersichtlicher und es ergeben sich größere Spielräume für individuelles Handeln.

3. Rollenmuster und Ranghierarchien

Sozialbeziehungen in Netzwerken sind nicht immer symmetrisch. Vielmehr orientieren sich Akteure an vorgegebenen Rollenmustern, auch wenn diese asymmetrische Erwartungen implizieren. So zielt die von White, Scott Boorman und Ronald Breiger (1975; Boorman/White 1976) in den Siebziger Jahren entwickelte Blockmodell-Analyse darauf, in sozialen Netzwerken strukturell äquivalente Positionen zu identifizieren. Die Annahme ist, dass solche Netzwerksegmente mit ähnlichen Strukturbeziehungen zu anderen Netzwerksegmenten für Rollenkategorien stehen, die der Netzwerkstruktur zugrunde liegen.

Der weit verbreitete soziologische Glaubenssatz ›Gleich zu gleich gesellt sich gern, ist damit zumindest zu modifizieren. Menschen suchen tendenziell nach der Anerkennung durch Höhergestellte (Gould 2002). Deswegen lassen sich soziale Strukturen oft nicht in Cliques oder Cluster mit größerer Netzwerkdichte auflösen, sondern in Segmente von Eliten oder informellen Anführern und eher periphere am Zentrum orientierte Bewunderer (Anheier/Gerhards 1991). In informellen Gruppen scheint es eine Tendenz zur Ausbildung von Hackordnungen bzw. Ranghierarchien zu geben (White 1992: 24ff.; Gould 2002).

Solche Rangordnungen reduzieren in erster Linie soziale Unsicherheit und sind demnach eine Antwort auf einen Bedarf an Komplexitätsreduktion (Leifer 1991; White 1992: 5ff., 23ff.). So bilden sich Konflikte vor allem in Sozialbeziehungen ohne klare Rangordnung (Gould 2003). Und Netzwerke mit klarer Ranghierarchie zeigen eine stärkere kulturelle Homogenität (Martin 2002). Ranghierarchien erleichtern also die Koordination zwischen Akteuren und erfüllen damit einen sozialen Bedarf an Komplexitätsreduktion. Das heißt nicht, dass Menschen von Natur aus ungleich wären. Aber Menschen brauchen soziale Strukturen für die Reduktion von sozialer Unsicherheit. Und Hierarchie (in der Form von Hackordnungen) ist ein sehr wirkungsvolles Arrangement, um solche Unsicherheit aufzulösen. Egalität ist sehr viel anspruchsvoller zu realisieren und setzt vor allem eine starke Disziplinierung von Menschen im sozialen Austausch voraus (Elias 1939: 323ff.).

4. Die Konstruktion von Identitäten

Bisher wurde eher die Unterseite des Verhältnisses zwischen Menschen und Netzwerken beleuchtet. Es wurde gefragt, welches Bild des Menschen der Netzwerktheorie zugrunde liegt und welche Implikationen dies für die Bildung sozialer Strukturen hat. Die andere Seite des Wechselverhältnisses von Menschen und sozialen Strukturen besteht darin, wie Netzwerke mit Menschen umgehen. Ohne Menschen

gibt es keine sozialen Netzwerke. Aber wie gehen Netzwerke damit um, dass sie auf die Beteiligung von Menschen angewiesen sind?

Personen bilden als Knoten die Schnittpunkte von Sozialbeziehungen in persönlichen Netzwerken. Das heißt, über Personen sind Sozialbeziehungen an Sozialbeziehungen gekoppelt und bilden ein Netzwerk. Wenn man Netzwerke phänomenologisch denkt – also als Sinnstruktur von Erwartungen zwischen Akteuren, dann muss man unterscheiden zwischen den psychischen Prozessen innerhalb von menschlichen Akteuren und der symbolischen Konstruktion von Personen in sozialen Prozessen. Netzwerke entwickeln im Laufe der Transaktionsprozesse ein Bild der an ihnen beteiligten Akteure mit spezifischen Erwartungen. Dieses soziale Bild von Menschen ist gewissermaßen deren Identität im jeweiligen sozialen Kontext (White 1992: 196ff.; Somers 1994).² Die soziale Konstruktion von persönlicher Identität ist gleichermaßen abhängig von den internen Verarbeitungs- und Entscheidungsprozessen der Akteure (die ja abgebildet werden) und von den Positions- und Relevanzstrukturen in Netzwerken.

Ein gutes Beispiel dafür sind Wissenschaftsnetzwerke. Die Wissenschaft hat ganz eigene Relevanzstrukturen, auf deren Basis die Leistungen von Einzelnen bewertet werden. Diese Relevanzstrukturen haben sich innerhalb von Netzwerken in der Wissenschaft herausgebildet – etwa mit der Wissenschaftslogik von Karl Popper und derer selektiver Übernahme in einzelnen Disziplinen oder wissenschaftlichen Schulen. Jede Disziplin und jede Wissenschaftsschule sind damit das pfadabhängige und kontingente Ergebnis von Transaktionsprozessen in der Wissenschaft (Mullins 1973; Abbott 1999, 2001; Fuchs 2001). Auch die Identität von einzelnen Wissenschaftlern wird immer im Netzwerk von anderen Wissenschaftlern konstruiert. So wurde die Bedeutung von eminenten Philosophen wie Platon, Konfuzius und Hegel im Netzwerk ihrer Schüler, Anhänger und Kontrahenten ausgehandelt. Auch das Vergessen von *minor figures* in der Wissenschaftslandschaft ist das Ergebnis von Transaktionsprozessen in Netzwerken (Collins 1998).

Personen werden damit nicht als vor-soziale Einheiten gedacht, sondern – wie bei Georg Simmel (1908: 96ff., 456ff.) – als Produkt von Netzwerkbeziehungen (Breiger 1974; White 1995b: 711f.). Die Identität von Personen entsteht im Rahmen von Transaktionen in Netzwerkstrukturen. Identität ist damit immer relational und gründet in den in Sozialbeziehungen sich entwickelnden Narrativen (Leifer 1988;

2 Im Folgenden werden die beiden Konzepte »Person« und (persönliche) »Identität« der Einfachheit halber weitgehend gleichgesetzt, auch wenn White Identitäten als Grundlage der Konstruktion von Personen sieht. An diesem Punkt besteht eine große Nähe der Theorie Whites zur Luhmannschen Systemtheorie (Luhmann 1996: 142ff.; Baecker 2005: 162ff.). Allerdings geht Luhmann von fest gefügten Systemen als den Konstruktionsinstanzen von Personen aus, während die Netzwerktheorie (und teilweise auch Dirk Baecker) hier eher von heterogenen und fluiden sozialen Strukturen ausgeht.

Somers 1994). Sie besteht wesentlich aus den Erwartungen, die sich im Laufe von Transaktionsprozessen herausbilden. Über die Konstruktion von Personen bzw. Identitäten (mit an sie geknüpften Erwartungen in unterschiedlichen Beziehungskontexten) sind Sozialbeziehungen aneinander gekoppelt und bilden ein Netzwerk.

Warum konstruieren Netzwerke personale Identitäten? Welche Vorteile bringen die Verknüpfung von Erwartungen mit dem Konstrukt Person und die Zurechnung von Ereignissen als Handeln auf Akteure für die Organisation sozialer Netzwerke?

Auf der sozialen Ebene erlaubt die Konstruktion von Personen zunächst eine Reduktion von Komplexität. Dies lässt sich etwa in der Kunst beobachten, wo sich mit dem entwickelnden Kunstmarkt die Aufmerksamkeit weg von einzelnen Kunstwerken und hin zu Künstlern verschiebt (White 1993b: 6ff., 47ff.). Die Identität von Künstlern wird hier narrativ als »Karriere« konstruiert. In der Karriere eines Künstlers wird trotz der Verschiedenheit von einzelnen Kunstwerken mit dem Durchexperimentieren unterschiedlicher Kunstformen und Stile auf eine konsistente und im Prinzip stabile Identität zugerechnet. Der Verweis auf die Identität des Künstlers erlaubt hier eine stärkere Strukturierung des Marktes zwischen Künstlern, Agenten, Kritikern und Käufern als etwa die Einordnung in Stile.

Ein Vorteil der Konstruktion von Personen liegt darin, dass sie eine Koordination verschiedener Netzwerkkontexte erlaubt. Wie oben skizziert sind Sozialbeziehungen über Personen aneinander gekoppelt. Die Knotenpunkte von sozialen Netzwerken sind nicht Menschen, sondern deren in den Netzwerken konstruierte personale Identitäten mit den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften und den an sie geknüpften Erwartungen (Holzer 2006: 100ff.). Dies zwingt Netzwerkkontexte dazu, mit den Prozessen in den anderen Netzwerkkontexten umzugehen, in die die beteiligten Personen auch eingebunden sind. Auf diese Weise erlaubt die Konstruktion von personalen Identitäten das »switching« zwischen Netzwerkkontexten und sorgt auch für eine gewisse Koordination derselben (White 1995a).

Im Verhältnis zwischen sozialer und psychischer Ebene sorgt die Konstruktion von Personen – wie Luhmann (1996: 153f.) schreibt – für eine Kopplung von psychischen an soziale Prozesse. Die Zurechnung von Verhalten auf die Handlungsentscheidungen von Personen ermöglicht die soziale Kontrolle von Akteuren, die für Ereignisse oder Prozesse verantwortlich gemacht werden können. Auf diese Weise erfolgt eine »Sozialisation« (Berger/Luckmann 1966: 139ff.) bzw. eine Disziplinierung (Elias 1939: 323ff.) von Menschen in Netzwerkkontexte. Netzwerke konditionieren das individuelle Verhalten und machen es insofern »passfähig« für ihre jeweiligen Bedürfnisse. Ein Beispiel dafür sind Organisationen, die klare Regeln für das Verhalten von Mitarbeitern aufstellen und den (beruflichen) Aufstieg genau dann ermöglichen, wenn Mitarbeiter sich in dem Unternehmen bewährt haben – sich also den Regeln und Erwartungen des Netzwerks entsprechend verhalten haben.

Umgekehrt orientieren sich Akteure in ihren Entscheidungen an den Transaktionsprozessen im Netzwerk, die sie genau beobachten (Leifer 1988; 1991). Diese Orientierung am Netzwerkkontext geht sogar soweit, dass auch die Selbstsicht der Akteure wesentlich von den Zuschreibungen im Netzwerk abhängig ist (Yeung/Martin 2003). Diese ›Unterseite‹ der Konstruktion von personaler Identität passt sich also – zumindest in den von Kim-To Yeung und John Levi Martin untersuchten Netzwerken in Kommunen – an die kommunikativ zugerechnete persönliche Identität (die ›Oberseite‹) an.

Die Konstruktion von Personen ist also ein Prozess im Netzwerk, der nicht nur die Eigenschaften von Menschen als prä-existenten Einheiten abbildet. Vielmehr folgt die Konstruktion von Personen jeweils der Logik der Netzwerkprozesse und sorgt erstens für eine Komplexität *sozialer* Komplexität und zweitens für eine Abstimmung zwischen sozialen und psychischen Prozessen. Personen und Handeln sind in dieser Sichtweise symbolische Konstruktionen von Netzwerken – und nicht deren Voraussetzung. Andererseits kann es Netzwerke weder ohne Menschen, noch ohne deren symbolischer Abbildung als ›Personen‹ geben.

Resümee

Insgesamt liefert die Phänomenologische Netzwerktheorie trotz ihrer Vielfältigkeit und der ihr teilweise fehlenden Stringenz eine sehr eigenständige Perspektive auf soziale Phänomene und auch auf das Verhältnis zwischen Menschen und den zwischen ihnen entstehenden sozialen Strukturen. Die zentralen Argumente lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

(1) Menschen werden in ihrem Denken und Handeln durch ihr soziales Umfeld geprägt. Kulturelle Orientierungen und Praktiken lassen sich dementsprechend besser über die Einbettung in soziale Netzwerke als über den sozio-ökonomischen Status erklären, wie dies in der ökonomischen Tradition von Marx, Bourdieu und der Rational Choice-Theorie versucht wird.

(2) Menschen sind aber keine Herdentiere, die in ihrer Gruppe vollständig aufgehen. Sie vernetzen sich eher kleinteilig und selektiv. Das soziale Umfeld lässt sich deswegen besser als ›Netzwerk‹ denn als ›Gruppe‹ beschreiben. Im Netzwerk-begriff stehen Akteure an den Schnittstellen zwischen Sozialbeziehungen und Netzwerkkontexten. Sie erhalten dadurch unterschiedliche kulturelle Prägungen. Vor allem an den Schnittstellen zwischen Netzwerkkontexten wird Kultur damit zum ›tool-kit‹, aus dem Akteure sich kreativ bedienen können.

(3) In Transaktionen entwickeln sich sehr oft Ranghierarchien, an deren Rollen sich Menschen orientieren. Diese Ranghierarchien leisten eine Reduktion sozialer

Komplexität. Egalitäre soziale Strukturen sind gegenüber hierarchischen Ordnungen aufwändiger zu organisieren.

(4) In Netzwerken werden Menschen als »Personen« abgebildet, an denen sich Erwartungen festmachen. Auf diese Weise werden erstens Prozesse in verschiedenen Netzwerkkontexten aufeinander abgestimmt. Zweitens erlaubt die Konstruktion von Personen und die Zurechnung von Handeln auf diese Personen auch eine Kopplung von sozialen und psychischen Prozessen in der Form von Disziplinierung und sozialer Kontrolle.

Die hier vorgestellte Sichtweise zieht Argumente aus den Arbeiten von Harrison White und anderen zusammen. Dabei wurde deutlich, dass die Netzwerktheorie keine vollständig neue Beschreibung des Verhältnisses zwischen Menschen und zwischenmenschlichen Strukturen liefert, sondern zahlreiche Anleihen und Parallelen – etwa zum Symbolischen Interaktionismus, zur Phänomenologie und zur Luhmannschen Systemtheorie – aufweist.

Große Vorteile der Netzwerktheorie gegenüber diesen anderen Ansätzen liegen einerseits in dem komplexeren Verständnis von sozialen Strukturen, andererseits gerade aber auch in der starken Anbindung an empirische Forschung. So sind zahlreiche der vorgestellten Argumente in empirischen Arbeiten untersucht und belegt worden. Andererseits bleiben die meisten der theoretischen Argumente wie auch der empirischen Arbeiten auf der Meso-Ebene sozialer Strukturen. Ihnen fehlt vor allem eine *Gesellschaftstheorie* bzw. eine Theorie, wie aus kleinteiligen sozialen Strukturen gesellschaftliche Gebilde werden.

Literatur:

- Abbott, Andrew (1999), *Department & Discipline; Chicago Sociology at One Hundred*, Chicago.
- Abbott, Andrew (2001), *Chaos of Disciplines*, Chicago.
- Anheier, Helmut/Gerhards, Jürgen (1991), »Literary Myths and Social Structure«, *Social Forces*, Jg. 69, H. 3, S. 811–830.
- Baecker, Dirk (2005), *Form und Formen der Kommunikation*, Frankfurt a.M.
- Baumeister, Roy/Mark Leary (1995), »The Need to Belong: Desire for Interpersonal Attachments as a Fundamental Human Motivation«, *Psychological Bulletin*, Jg. 117, H. 3, S. 497–529.
- Beckert, Jens (2005), »Soziologische Netzwerkanalyse«, in: Dirk Kaesler (Hg.), *Aktuelle Theorien der Soziologie*, München, S. 286–312.
- Berger, Peter/Hansfried Kellner (1965), »Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit«, *Soziale Welt*, Jg. 16, H. 3, S. 220–235.
- Berger, Peter/Thomas Luckmann (1966), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a.M.
- Boorman, Scott/Harrison White (1976), »Social Structure from Multiple Networks. II. Role Structures«, *American Journal of Sociology*, Jg. 81, H. 6, S. 1384–1446.

- Breiger, Ronald (1974), »The Duality of Persons and Groups«, *Social Forces*, Jg. 53, H. 2, S. 181–190.
- Collins, Randall (1998), *The Sociology of Philosophies; A Global Theory of Intellectual Change*, Cambridge/Massachusetts.
- Collins, Randall (2004), *Interaction Ritual Chains*, Princeton.
- Diani, Mario/Doug McAdam (2003), *Social Movements and Networks; Relational Approaches to Collective Action*, Oxford.
- DiMaggio, Paul (1997), »Culture and Cognition«, *Annual Review of Sociology*, Jg. 23, S. 263–287.
- Elias, Norbert (1939), *Über den Prozeß der Zivilisation; Zweiter Band*, Frankfurt a.M.
- Emirbayer, Mustafa (1997), »Manifesto for a Relational Sociology«, *American Journal of Sociology*, Jg. 103, H. 2, S. 281–317.
- Emirbayer, Mustafa/Jeff Goodwin (1994), »Network Analysis, Culture, and the Problem of Agency«, *American Journal of Sociology*, Jg. 99, H. 6, S. 1411–1154.
- Emirbayer, Mustafa/Ann Mische (1998), »What is Agency?«, *American Journal of Sociology*, Jg. 103, H. 4, S. 962–1023.
- Erickson, Bonnie (1988), »The Relational Basis of Attitudes«, in: Barry Wellman/Stephen Berkowitz (Hg.), *Social Structure. A Network Approach*, Cambridge, S. 99–121.
- Erickson, Bonnie (1996), »Culture, Class, and Connections«, *American Journal of Sociology*, Jg. 102, H. 1, S. 217–251.
- Esser, Hartmut (1999), »Inklusion, Integration und ethnische Schichtung«, *Journal für Konflikt und Gewaltforschung*, H. 1, S. 5–34.
- Fuchs, Stephan (2001), *Against Essentialism; A Theory of Culture and Society*, Cambridge/Massachusetts.
- Fuhse, Jan (2006), »Gruppe und Netzwerk; Eine begriffsgeschichtliche Rekonstruktion«, *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 16, H. 2, S. 245–263.
- Gehlen, Arnold (1940), *Der Mensch*, Wiesbaden.
- Gould, Roger (1995), *Insurgent Identities; Class, Community, and Protest in Paris from 1848 to the Commune*, Chicago.
- Gould, Roger (2002), »The Origins of Status Hierarchies: A Formal Theory and Empirical Test«, *American Journal of Sociology*, Jg. 107, H. 5, S. 1143–1178.
- Gould, Roger (2003), *Collision of Wills; How Ambiguity about Social Rank Breeds Conflict*, Chicago.
- Granovetter, Mark (1985), »Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness«, *American Journal of Sociology*, Jg. 91, H. 3, S. 481–510.
- Holzer, Boris (2006), *Netzwerke*, Bielefeld.
- Leifer, Eric (1988), »Interaction Preludes to Role Setting: Exploratory Local Action«, *American Sociological Review*, Jg. 53, H. 6, S. 865–878.
- Leifer, Eric (1991), *Actors as Observers; A Theory of Skill in Social Relationships*, New York.
- Lizardo, Omar (2006), »How Cultural Tastes Shape Personal Networks«, in: *American Sociological Review*, Jg. 71, H. 5, S. 778–807.
- Luhmann, Niklas (1996), *Sozialologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, Opladen.
- Martin, John Levi (2002), »Power, Authority, and the Constraint of Belief Systems«, *American Journal of Sociology*, Jg. 107, H. 4, S. 861–904.
- Marx, Karl (1859/1971), »Zur Kritik der Politischen Ökonomie«, in: ders./Friedrich Engels, *Werke*, Band 13, Berlin, S. 1–160.
- Mead, George Herbert (1934/1967), *Mind, Self & Society*, Chicago.

- Mullins, Nicholas (1973), *Theories and Theory Groups in Contemporary American Sociology*, New York.
- Simmel, Georg (1908/1992), *Soziologie; Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a.M.
- Somers, Margaret (1994), »The Narrative Constitution of Identity: A Relational and Network Approach«, *Theory and Society*, Jg. 23, H. 5, S. 605–649.
- Somers, Margaret (1996), »Class Formation and Capitalism«, *European Journal of Sociology*, Jg. 37, H. 1, S. 180–202.
- Swidler, Ann (1986), »Culture in Action: Symbols and Strategies«, *American Sociological Review*, Jg. 51, H. 2, S. 273–286.
- Tilly, Charles (2002), *Stories, Identities, and Political Change*, Lanham.
- Turner, Jonathan (2002), *Face to Face; Toward a Sociological Theory of Interpersonal Behavior*, Stanford.
- Wellman, Barry/Berkowitz, Stephen (Hg.) (1988), *Social Structure; A Network Approach*, Cambridge.
- White, Harrison (1992), *Identity and Control; A Structural Theory of Social Action*, Princeton.
- White, Harrison (1993), »Values Come in Styles, Which Mate to Change«, in: Michael Hechter/Lynn Nadel/Richard Michad (Hg.), *The Origin of Values*, New York, S. 63–91.
- White, Harrison (1993b), *Careers and Creativity; Social Forces in the Arts*, Boulder.
- White, Harrison (1995a), »Network Switchings and Bayesian Forks: Reconstructing the Social and Behavioral Sciences«, *Social Research*, Jg. 62, H. 4, S. 1035–1063.
- White, Harrison (1995b), »Passages réticulaires, acteurs et grammaire de la domination«, in: *Revue française de sociologie*, Jg. 36, H. 4, S. 705–723.
- White, Harrison/Scott Boorman/Ronald Breiger (1976), »Social Structure from Multiple Networks. I. Blockmodels of Roles and Positions«, *American Journal of Sociology*, Jg. 81, H. 4, S. 730–780.
- Yeung, King-To/John Levi Martin (2003), »The Looking Glass Self: An Empirical Test and Elaboration«, *Social Forces*, Jg. 81, H. 3, S. 843–879.